

Literaturblatt.

„Stirb und werde.“

Bekenntnisbuch André Gides.

(Zum sechzigsten Geburtstag Gides.)

Von Erwin Nieger.

Ich möchte mich keineswegs tugendhafter malen, als ich bin: Ich habe den Ruhm leidenschaftlich ersehnt. Aber es kam mir bald zum Bewußtsein, daß der Erfolg in seiner üblichen Form nur eine elende Verfälschung des Ruhmes ist. Ich will aus wahrer Gefühl geliebt sein und nicht aus Mißverständnis. . . . Es liegt mir daran, das wahre Verdienst meiner Leistung kennen zu lernen, und mit künstlichem Ruhm würde ich nichts anzufangen.“

Jenes stolze Wort André Gides ist seinem Bekenntnisbuch „Stirb und werde“ entnommen; es ist der Schlüssel zu seiner künstlerischen Erscheinung. Denn in der Tat: Er hat stets den seltenen Gang bewiesen, sich dem äußeren Erfolg zu entziehen, und doch gelang es ihm, abseits vom literarischen Markt in beharrlicher Arbeit nur für einen engen Kreis Auserwählter schaffend, in vier Jahrzehnten ein Lebenswerk aufzubauen, das den Sechzigjährigen nun in die vorderste Reihe der europäischen Schriftsteller unserer Zeit rückt. Jenes Wort erklärt aber zugleich auch den Sinn, den die Veröffentlichung dieser Selbstbiographie für ihn hatte, deren Erscheinen unter dem Titel „Si le grain ne meurt . . .“ vor etlichen Jahren in Frankreich ungeheuerstes Aufsehen hervorrief. Einzigartiger Fall allerdings in der europäischen Dichtung unserer Tage: Auf der Höhe jenes endlich errungenen Ruhmes und in einem Alter, da die meisten Kunstgenossen vorsichtig werden und sich für die Unsterblichkeit heroisch zu drapieren beginnen, wagt es Gide, mit rückwärtsloser Offenheit Rechenenschaft abzugeben über sein Dasein, das durchaus jenseits des Allgemeingültigen verankert. Anknüpfend an das Apostelwort vom Weizenkorn, das an der Erde ersterben muß, um viel Frucht zu tragen, entschließt er sich zu solch kühnem Unterfangen, wohl wissend, wie sehr es ihm schaden werde, aber befehen von jenem tiefen Haß gegen jedes Verstecken- und Verheimlichen müssen, der ihm alle Art von Verstellung nur als provisorische Schutzmaßregel erträglich scheinen läßt. Dieser Ruhm, er ist ihm das erwünschte Mittel, durch vorbehaltloses Bekenntnis seine geistige Freiheit, die er über alles schätzt, wirkungsvoll zu beweisen. Wie er wuchs, indem er sich wandelte, wie er sich fand, indem er sich aufgab, davon handelt dieses Buch. Das „Stirb und werde“ Goethes aber hat der Uebersetzer mit klugem Bedacht der deutschen Ausgabe des entscheidenden Werkes als Titel vorangestellt.

Als kleiner Knabe, erzählt André Gide, habe er besonders gern mit einem Kaleidoskop gespielt: Der wechselnde Anblick der bunten Gläserstücke zwischen den Spiegeln verlockte ihn, so versichert er, in unbeschreibliches Entzücken. Zufällig, wie diese Gläserstücke, scheinen nun aber auch die Ereignisse und die Gestalten in den ersten (und schönsten) Kapiteln von „Stirb und werde“ angeordnet. Gide nimmt

die Erinnerungen, wie sie sich ihm bieten, er fühlt sich, nach eigenem Ausdruck, verloren, wenn er sich zu chronologischer Reihenfolge zwingen soll, und es liegt ihm fern, die „leeren Kammern seines Gedächtnisses zu möblieren“. Aber gerade aus dem Mosaikhaften dieser Erinnerungen ergibt sich ein erstaunlich vollständiges, erstaunlich lebendiges Gesamtbild.

Es ist die Welt des puritanischen französischen Großbürgertums protestantischen Glaubens, die, in Paris zentriert, einerseits in der Normandie, und zwar in Rouen und auf mannigfachen Landgütern, andererseits in der südfranzösischen Stadt Uzès ihre Wurzeln hat. Gelehrte und Industrielle — das sind die Väter und Vorväter schon seit Generationen, und ein so selbstsicherer Wohlstand herrscht in diesem durchaus bourgeois Milieu, daß der junge Gide sich kaum in die Lage von jemand hineinzuversetzen vermag, der sich sein Brot selbst verdienen muß. Gestalten gewinnen vor diesem sozialen Hintergrund allmählich plastische Form: der frühverstorlene Vater, Professor an der juristischen Fakultät in Paris; die Mutter, eine edle, keiner niederen Regung fähige, bloß ein wenig allzu doktrinaire Natur; die uralte Großmutter in Uzès; die Cousine Emmanuèle, die später Gides Frau werden sollte; der Vetter Albert Demarest, der einzig künstlerisch Veranlagte unter den Verwandten. Aber da sind auch die anderen Mitglieder dieser weitverzweigten Familie, da sind die Professoren und die Klavierlehrer, die Schulkollegen, da ist das Gesinde. Und da ist nicht zuletzt die schweizerische Bonne Marie, da ist schließlich Anna Schackleton, einst englische Gouvernante der Mutter, später dann aber der personifizierte gute Geist des Hauses, in ihren reinen Konturen eine der unvergesslichsten Figuren des Buches. Bloß Marcel Proust noch ist es in letzter Zeit innerhalb des französischen Schrifttums mit gleicher Meisterschaft gelungen, eine ähnliche Welt mit ihren verschiedenen Milieus in seinem großen Romanzyklus „A la recherche du temps perdu“ lebendig zu machen. Nur daß bei Proust alles ins Breite, ja oft ins Uferlose zerfließt, während bei Gide stets der Wille zu höchster Konzentration und Knappheit waltet. Mit derselben Suggestivkraft aber fängt auch er unser Interesse an der Welt seiner Kindheit ein, so zwar, daß wir es schließlich beinahe bedauern, wenn er, herangewachsen und schon Autor seines ersten Buches „Les Cahiers d'André Walter“, in die Welt der Celebritäten tritt, wenn nun Mallarmé und sein Kreis, Oscar Wilde mit Lord Alfred Douglas, ebenso fein gesehen, ebenso meisterhaft gezeichnet, aber uns doch auch schon von anderer Seite her bekannt, auf der Bühne solch reichen Lebens erscheinen. Mit Reisen nach Algerien, durch Italien und in die Schweiz, mit dem erschütternd geschilderten Tode der Mutter, mit der Belobung Gides schließt dieser erste und vorläufige einzige Band eines Werkes, das der mit Spannung erwarteten Ergänzung harret.

Aber das Wichtigste an diesem unvergleichlichen Werk ist freilich das Selbstporträt, das sein Autor darin entwirft: Wer André Gide als Mensch und Künstler in der ganzen Ruanciertheit seines Wesens kennen lernen will, der findet ihn hier wie in keinem seiner anderen Bücher beschloffen. Wie jeder echte, jeder große Dichter ist auch er vor allem in sein eigenes Leben verliebt, und welche Zeit erschienene wohl dem Biographen seiner selbst interessanter als die Kindheit, da sich, lange vor dem Start zum großen Lebenskampf um den

h Ruhm, der Genius kaum erst leise zu regen beginnt?
 r Wundervoll hat Gide das allmähliche Erwachen des Genius
 u aus seinem larvenhaften Zustand geschildert, und ganz be-
 e sonders reizvoll bewährt sich dabei seine Methode einer nicht
 u bloß referierenden, sondern zugleich auch kritischen Analyse,
 v die den Bericht gleichsam vor den Augen des Lesers eben erst
 , entlickeht. Alles erfahren wir von diesem sonderbar
 i schüchternen, aber doch so leidenschaftlichen, diesem im tiefsten
 i euriamen Kinde: seine Neigungen, seine Spiele, selbst das,
 v was Gide seine „üble Gewohnheit“ nennt. Ja, schon damals
 - macht sich in ihm jenes kontradiktorische Wesen fühlbar,
 . in folgedessen alles in ihm sich bekämpft und widerspricht,
 s das protestantische und das heidnische Element seines
 e seelischen Habitus, ein Gegensatz, den vielleicht die Mischung
 t normannischen und südfranzösischen Blutes in ihm erklärt.
 t Nicht so interessant und wichtig ist daher der äußere
 e Bildungsgang, der, trotz aller durch Krankheit bedingten
 e Zerrissenheit, auf genauer Kenntnis der Alten fußend, all-
 t mählich das ganze europäische Geistesleben umschließt (und
 t in dem neben Dickens und Dostojewski vor allem auch Goethe,
 t Schopenhauer und Nietzsche entscheidende Rollen spielen), als
 = vielmehr die schrittweise Erkenntnis und Auslegung der
 t Geheiß der eigenen Seele. Früh erfasste Gide seine funda-
 e mentale Unfähigkeit, die Ansprüche des Geistes mit jenen
 t der Sinne zu vermengen und einen Einklang außerhalb des
 e Kunstwerkes zu erzielen, aber erst in Nordafrika, das so für
 e ihn, genau wie Italien für Platen, das Land erfüllter Seh-
 e nucht wird, gelingt es ihm, die Formel seines Lebens zu
 h finden. Denn was immer man ihm, besonders seit dem Er-
 s scheinen von „Stirb und werde“ in stillicher Hinsicht zum
 s Vorwurf machen kann: kaum je wurde wie in diesem Leben
 t um eine neue, eine persönliche Moral, um ihre Rechtfertigung
 s durch legitime Formeln und Vernunftsgründe gerungen, kaum
 t je aber auch hat sich ein Dichter unserer Tage einen höheren
 t Begriff von der Frau gemacht: Wenn Gide sich, nach den
 t gemogten Episoden der algerischen Reise, schließlich mit
 t Emmanuèle verlobt, so ist sie für ihn der Inbegriff einer
 t Jugend, der die Härtheit seines ganzen Lebens gelten
 t soll, ja er nennt sie geradezu den Himmel, den seine un-
 s ersättliche Hölle freit. . . .

„C'est avec de beaux sentiments qu'on fait de la
 mauvaise littérature“ hat er einmal in seinem Gang zum
 t Paradoxon temperamentvoll erklärt; und sicher steckt ein
 t Körnchen Wahrheit in solcher Behauptung. Vielleicht ist
 t aber doch eine kleine Variation dieses grausamen Wortes
 t unerlässlich: Mit ausschließlich edlen Gefühlen macht man
 t keine gute Literatur. Solche Ausschließlichkeit läßt sich bei
 t André Gide allerdings nicht befürchten. Seit dem Tage, da
 t er seine Sendung, seine Berufung erkannte, wurde er durch
 t seine geistige Labilität stets davor bewahrt, sich festzulegen,
 t das heißt zu erstarren. Sein Weg als Künstler führte vom
 t Einzelnen ins Allgemeine, vom Abstrakten ins Reale und
 t stand im Zeichen unablässiger Verwandlung. Ja, heute noch
 t besitzt Gide seine alte Vorliebe für die Antike und eine
 t Lebensneugier, dank der allein ein Dichter nicht altert. Aber
 t eines gerecht ihm fraglos zu höchster Ehre: Selbst seine ab-
 t wegigsten Gefühle noch, die man gemühtlich brandmarkt,
 t hat er zu herrlicher, zu unvergänglicher Dichtung geläutert.

Nun endlich tritt er, auf den schon vor einem Jahr
 zehnt Ernst Robert Curtius in seinem „Wegbereiten“
 mit Nachdruck hinwies, in würdiger Form auch vor die
 deutschen Leser. In vorbildlicher Art bereitet die Deutsche
 Verlagsgesellschaft (Stuttgart) eine Gesamtausgabe vor:
 Hier könnten alle jene, die sich oft nur allzu dilettantisch mit
 dem Problem der Uebersetzung befassen, endlich einmal er-
 fassen, wie man es richtig macht. Aus anderen Verlagen, wo
 sie bisher verstreut erschienen sind und daher nicht die ihnen
 gebührende Beachtung finden konnten, wurden „Der In-
 moralist“, „Die Pastoral-Symphonie“, „Paludes“, „Der
 schlechtgefesselte Prometheus“, das Schauspiel „Sam“ und
 „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“, in der Uebersetzung
 von Rilke, übernommen. Nun aber ist ein Stab trefflicher
 Uebersetzer am Werk, um das Fehlende nach allen Seiten
 hin auszubauen. Der Roman „Die Falschmünzer“ und sein
 Kommentar „Tagebuch der Falschmünzer“, in der aus-
 zeichnenden Verdeutschung Ferdinand Hardekopfs, sind
 bereits erschienen; und soeben kam, neben „Stirb und werde“
 Gides letztes Buch, eine Erzählung „Die Schule der Frauen“,
 heraus. An „Stirb und werde“ aber hat sich abermals Harde-
 kopfs Einfühlungs-gabe glänzend bewährt. Abgesehen von ein-
 paar stilistischen Schürillitäten, denen Gides Originalabdrück
 einerlei Unterlage bietet, ist diese Uebersetzung in der Tat
 flecht hin als ein Meisterwerk zu loben und zu bewundern.